

A close-up photograph of a soldier in full combat gear, including a camouflage uniform, a tactical cap, and a rifle with a scope. The soldier is looking through the scope, and the background is a plain, light-colored wall.

THOMAS RATHSACK

JÄGER

MEINE KRIEGSEINSÄTZE ALS ELITESOLDAT

riva

Thomas Rathsack

Jäger

THOMAS RATHSACK

JÄGER

MEINE KRIEGSEINSÄTZE ALS ELITESOLDAT

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@rivaverlag.de

1. Auflage 2016

© 2016 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

© der Originalausgabe 2009 Thomas Rathsack, Dennis Drejer og People's Press, Dänemark

Die dänische Originalausgabe erschien 2009 bei People's Press unter dem Titel *Jæger – Missionerne og målene i mit liv*.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Stephan Gebauer

Redaktion: Sebastian Brück

Umschlaggestaltung: Laura Osswald

Umschlagabbildung: Thomas Rathsack

Abbildungen Bildteil: Wenn nicht anders angegeben, sind die Bilder von Thomas Rathsack

Satz: Carsten Klein, München

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86883-758-2

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95971-009-1

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95971-010-7

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Imprints unter
www.muenchner-verlagsgruppe.de

INHALT

| | |
|--|-----|
| Vorwort..... | 7 |
| Kapitel 1: Ich lebe meinen Traum..... | 11 |
| Kapitel 2: Vom Kajak zum burgunderroten Barett..... | 17 |
| Kapitel 3: Kein Sauerstoff..... | 28 |
| Kapitel 4: Überleben und erschütterte Träume | 39 |
| Kapitel 5: Die Müllmänner des Kriegs..... | 46 |
| Kapitel 6: 2001 im Mittelalter | 60 |
| Kapitel 7: Umringt von Taliban..... | 73 |
| Kapitel 8: Die neue Weltordnung..... | 88 |
| Kapitel 9: Im Kampf mit den Taliban und al-Qaida | 96 |
| Kapitel 10: Im Garten der Taliban..... | 106 |
| Kapitel 11: Der Mullah hat das Gebäude verlassen | 137 |
| Kapitel 12: Sicherheit für Europa | 144 |
| Kapitel 13: Als Leibwächter in der Grünen Zone | 147 |
| Kapitel 14: Undercover | 183 |
| Kapitel 15: Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste | 194 |

| | |
|---|-----|
| Kapitel 16: Night Hawk – wahrscheinlich die beste Übung der Welt | 199 |
| Kapitel 17: Bis zum Hals in der Scheiße..... | 216 |
| Kapitel 18: Unsichtbar im Hinterhof der Mahdi-Miliz..... | 230 |
| Kapitel 19: Die schnelle Eingreiftruppe..... | 245 |
| Kapitel 20: Die größte Ehre..... | 253 |
| Nachwort: Die Jäger-Affäre | 258 |
| Das Jägerkorps im Krieg: Eine Chronik..... | 279 |
| Bildteil | 289 |

VORWORT

Wenn du deine Träume verlierst, kannst du den Verstand verlieren.

Die Rock-'n'-Roll-Legende Mick Jagger spricht mir aus der Seele. Ich wollte ein Elitesoldat werden, seit ich als Junge durch die Wälder streifte und Soldat spielte. An diesem Traum hielt ich als Teenager und als Infanterist in der königlich-dänischen Garde fest. Für mich gab es nur ein Lebensziel: Ich wollte ein Jäger sein.

Ich war 16 Jahre alt, als ich begann, intensiv zu trainieren, um mir diesen Traum zu verwirklichen. Sieben Jahre später wurde ich nach fünf Jahren als Feldwebel in der königlichen Garde belohnt. Die vielen Tausend Stunden, die ich in mein einsames Training gesteckt hatte, hatten sich bezahlt gemacht: Ich war im Rekordtempo durch das Ausleseverfahren des Jägerkorps gestürzt und durfte mir endlich das burgunderrote Barett der Jäger aufsetzen und die Messingspange mit dem Jagdhorn anstecken. Nie werde ich die Worte vergessen, die der Ausbildungsleiter nach einer weiteren zermürbenden Woche im Selektionskurs aussprach. Nach der abschließenden Bewertung waren von 94 Bewerbern acht ausgewählt worden, und er sagte: »Rathsack, es ist zu schön, um wahr zu sein.«

Ich schreibe das nicht, weil ich mich für einen überlegenen Menschen halte oder davon träume, ein Supermann zu sein. Ich bin mir meiner vielen Schwächen und meiner negativen Impulse bewusst. Aber der Traum von einem Leben als Elitesoldat förderte das Beste in meinem Wesen zutage. Ich hatte das Privileg, ein klares Ziel zu haben, und konnte meine ganze Energie darauf richten. Keine Ablenkungen durch das All-

tagsleben, keine Probleme, keine Sorgen. Ich lebte in einer Welt, in der Klarheit herrschte, und mein Tag bestand daraus, zu essen, zu schlafen und zu trainieren. So konnte ich mich vollkommen auf meine Aufgaben konzentrieren und mein gesamtes Potenzial ausschöpfen.

Ich habe nie Interesse an einem herkömmlichen, vorhersehbaren Leben gehabt. Ich wollte immer Entdeckungen machen und neue Erfahrungen sammeln. Nur so fühle ich mich lebendig. Das macht in meinen Augen das Leben aus. Ich weiß, dass ich unglücklich wäre, würde ich auf ein Leben zurückblicken, in dem es an Intensität und Aufregungen fehlte. Ich bin dankbar dafür, dass ich als Soldat im Jäger-Korps das Leben führen durfte, das ich mir gewünscht hatte.

Aber auf dem Weg dahin musste ich eine Zeit der Enttäuschungen überstehen. Ich musste erkennen, dass das Jäger-Korps und die dänischen Streitkräfte nach drei Jahrzehnten des Kalten Kriegs einfach nicht für reale Einsätze vorbereitet waren. Es dauerte eine Weile, bis ich mir das eingestand, aber als es so weit war, hängte ich meine Uniform an den Nagel, um mir neue Herausforderungen zu suchen. Mehrere Jahre reiste ich als Fotograf durch Südamerika, leitete im Auftrag von Hilfsorganisationen Minenräumprojekte im Kaukasus und in Afghanistan und versuchte mich sogar kurzzeitig als Computerverkäufer.

Dann kam der 11. September 2001. Der Terrorangriff auf das World Trade Center und die westliche Zivilisation bewegten mich dazu, erneut in die Jäger-Uniform zu schlüpfen. Ich wurde mit dem Korps nach Afghanistan geschickt, wo ich als Teil der Task Group Ferret in der von den amerikanischen Spezialeinheiten geleiteten internationalen Task Force K-Bar zum Einsatz kam. Ich nahm in den atemberaubend schönen und feindseligen Bergen im Osten des Landes an Search-and-Destroy-Operationen (Aufstöbern und Zerstören) gegen die Taliban und al-Qaida teil. Als Afghane verkleidet, beteiligte ich mich an unkonventionellen verdeckten Einsätzen. Später verbrachte ich mehr als ein Jahr im Irak, wo ich an Einsätzen gegen die berüchtigte Mahdi-Miliz teilnahm. Auch gehörte ich zu den ersten Jägern (und zu den ersten dänischen Soldaten), die in einem Kriegsgebiet als Personenschützer eingesetzt wurden.

Eine weitere Legende der Musikwelt – Bono von U2 – sagte einmal, er habe nicht besonders viel Respekt vor Medaillen oder Orden, wohl aber vor Narben. Ich habe mich nie für Medaillen, Auszeichnungen oder verzierte Uniformen interessiert. Dennoch gibt es eine Auszeichnung, auf die ich stolz bin: den Presidential Unit Citation Award, der dem Jäger-Korps für seinen Einsatz in Afghanistan im Jahr 2002 verliehen wurde. Dies ist die höchste Auszeichnung für Militäreinheiten, und der damalige amerikanische Präsident George W. Bush verlieh sie persönlich meinem Kommandeur, Oberstleutnant Frank Lissner. Als Soldat aus einem kleinen Land war ich sehr stolz darauf, einer Einheit anzugehören, der eine so außergewöhnliche Ehre zuteilwurde.

Und Dänemark mit seinen knapp sechs Millionen Einwohnern ist ein sehr kleines Land. Aber obwohl es eines der kleinsten NATO-Mitglieder ist, hat Dänemark wichtige Beiträge zu den Einsätzen der Koalitionstruppen auf den Schlachtfeldern des Irak und vor allem Afghanistans geleistet. Zwischen 2001 und 2013 wurden in Afghanistan 43 dänische Soldaten getötet, weitere 211 wurden verwundet. Verglichen mit den Verlusten der Amerikaner ist das nicht viel, aber Dänemark war in dieser Zeit das NATO-Land mit den höchsten Verlusten gemessen an den Streitkräften, und gemessen an der Bevölkerungszahl zählte es zu den Ländern, die am meisten zur Wiederaufbaumission der ISAF (International Security Assistance Force, Internationale Sicherheitsunterstützungstruppe) beitrugen. Ein 750 Mann starkes dänisches Bataillon ist ein Jahrzehnt lang in der Unruheprovinz Helmand im Einsatz gewesen. Dänemark hat auch F-16-Kampfflugzeuge, Leopard-2-Kampfpanzer, medizinische Einrichtungen, mobile Luftwaffenradareinheiten und logistische Einheiten zur Verfügung gestellt. Und seit 2001 waren dänische Spezialeinheiten vom Frømandskorpset (Kampfschwimmer) und vom Jægerkorpset in Afghanistan im Einsatz.

Als Jäger habe ich mit einigen der besten Eliteeinheiten der Welt zusammengearbeitet. Ich habe viele vorzügliche Soldaten aus anderen Ländern kennengelernt und gute Freunde unter ihnen gefunden. Ich darf behaupten, dass meine Kameraden vom Jäger-Korps zu den besten Soldaten der

Welt gehören. Wir haben nicht die beste Ausrüstung und verfügen nicht über die größten Mittel, aber die Integrität, Kompetenz und mentale Stärke meiner Kameraden sind meiner Erfahrung nach unvergleichlich. Ich empfinde es als Privileg und bin sehr stolz, Seite an Seite mit diesen Männern gedient zu haben.

Ich habe mein Bestes gegeben, um das Leben eines Jägers realistisch und ehrlich zu schildern, ohne die Sicherheit meiner Kollegen oder anderer Mitglieder der Koalitionsstreitkräfte in Afghanistan und im Irak zu gefährden. Wo es ratsam scheint, habe ich darauf verzichtet, die Identität der Personen und die Bezeichnungen von Ausbildungsmissionen, Einsätzen und Orten zu nennen.

Dieses Buch ist all denen im Jäger-Korps gewidmet, die immer noch aktiv sind. Ihr wisst, wer gemeint ist. Ich danke euch, Jungs.

Thomas Rathsack

KAPITEL 1: ICH LEBE MEINEN TRAUM

Wir rasen in fünf Metern Höhe mit 250 Stundenkilometern über der irakischen Wüste dahin. Ich sitze am Rand der Bank in unserem Transporthubschrauber und fühle die Hitze des Auspuffs an meinem linken Arm. Die Nacht ist finster, aber überall in der weiten Ebene leuchten die Gasfackeln der Ölförderanlagen. In der Kabine sitzen sieben weitere Jäger. Im trüben Licht meiner Nachtsichtbrille glühen ihre Augenhöhlen grün. Wie immer wirken sie ruhig und entspannt.

Ich überprüfe ein letztes Mal meine Ausrüstung und meine Waffe, einen C8-Karabiner. Der Lademeister des Hubschraubers, dessen Aufgabe es ist, uns in die Kabine und hinaus zu leiten, hebt die Hand und hält zwei Finger hoch: noch zwei Minuten bis zum Ziel.

Wir waren Teil der »Operation Viking«. Wir sollten den Feind aufspüren, Informationen über ihn sammeln und ihn gegebenenfalls ausschalten. In jener Nacht hatten wir die Mission, ein Waffenlager zu zerstören. Seit einigen Monaten war das Leben auf dem Luftwaffenstützpunkt Basra die Hölle. Basra war zu Saddam Husseins Zeit ein Zivilflughafen gewesen und wurde während der »Operation Irakische Freiheit« von den Koalitionstreitkräften genutzt. Dort war auch das 500 Mann starke dänische Bataillon DAN-BAT untergebracht, das Teil einer 4000 Mann starken britischen Brigade war. Im Winter und Frühjahr 2007 war der Stützpunkt unentwegt attackiert worden: Die von dem radikalen schiitischen Geistlichen Muktada al-Sadr geführte Mahdi-Miliz (Dschaisch al-Mahdi) feuerte aus einer Entfernung von fünf bis zehn Kilometern täglich bis zu 25 Raketen auf die Basis ab.

Nun wollte die Koalition das Problem in Angriff nehmen und die Waffenlager der Mahdi-Miliz aufspüren. Dem Einsatzkommando gehörten auch einige Jäger-Soldaten an. In den vergangenen 24 Stunden war unser Lager mit 16 Raketen angegriffen worden. Eine 107-mm-Rakete chinesischer Herkunft hatte ein Quartier der britischen Truppen getroffen und die Unterkunft in ein blutiges Gemenge aus Knochen, Blut und verbogenen Metallteilen verwandelt. Ein Soldat war getötet und zwei weitere schwer verletzt worden. Als ein Aufklärungstrupp knapp 20 Kilometer entfernt auf ein Waffenlager gestoßen war, in dem mehrere 107-mm-Raketen versteckt waren, wollten wir sofort aufbrechen und das Depot zerstören.

Mein Team war gerade von einem sechstägigen Einsatz heimgekehrt und wollte sich erholen, als der Kommandant unseres Zugs, den wir nur »Bizeps« nannten, auftauchte und uns mitteilte, dass wir sofort zu einer weiteren Mission aufbrechen würden. Innerhalb einer Stunde hatten wir das Gebiet studiert, in dem sich das Waffenlager befand, die Maßnahmen für den Notfall geplant und eine unbemannte Aufklärungsdrohne organisiert, die vor, während und nach dem Einsatz aus gut 2700 Metern Höhe jegliche Aktivität am Boden filmen und melden würde.

Ich war nicht der Sprengstoffexperte unserer Einheit, aber da ich Erfahrung in der Minenräumung besaß und vier Jahre bei den Pionieren gewesen war, erhielt ich die Aufgabe, Informationen über die Raketen zu sammeln, eine Sprengladung vorzubereiten und ein Verfahren zu entwickeln, um die Waffen unschädlich zu machen.

So sitze ich also in dem Hubschrauber, der in zwei Minuten den Einsatzort erreichen wird, dessen Koordinaten die Aufklärungseinheit durchgegeben hat. In der Gegend wimmelt es von Kämpfern der Mahdi-Miliz, die als die aggressivste im Irak gilt. Wir haben keine Lust, ihnen unsere Gegenwart zu verraten.

Das Aufklärungsteam ist noch in der Gegend und teilt uns mit verschlüsselten Funksprüchen mit, dass der Landeplatz sicher ist. Noch eine Minute bis zur Landung. Ich mache mich bereit, um als Erster hinauszuspringen, denn ich bin der Kundschafter der Einheit. Ich beuge mich vor

und warte auf das Zeichen des Lademeisters. Los, los, los! Ich springe hinaus in die Nacht und laufe schnell aus der vom Rotor aufgewirbelten Wolke aus Sand und Schotter hinaus. Meine sieben Kameraden folgen mir. Wir schwärmen aus und bilden einen Kreis, um die Landezone zu sichern. Keine Bedrohung in Sicht.

Der Hubschrauber steigt sofort wieder auf, um zum Stützpunkt zurückzukehren. Ich gebe meinen Kameraden Signale mit meiner weißen Lampe, einem Passivlicht an meiner Waffe, das nur mit einer Nachtsichtbrille sichtbar ist. Sie antworten, und wir sammeln uns. Die Shadow-Drohne meldet keinerlei Feindbewegungen in der Umgebung.

Wir befinden uns nur fünf bis sechs Kilometer von einer Ortschaft entfernt, von der aus man das Waffenlager über zwei Straßen erreichen kann. Wenn jemand den Hubschrauber gehört hat, werden wahrscheinlich in kürzester Zeit Mahdi-Kämpfer auf einer dieser Straßen anrücken. Wir müssen uns beeilen. Der Sprengstoffexperte und ich machen uns auf den Weg zu dem Depot, das etwa 50 Meter vom Landeplatz entfernt ist. Die übrigen Teammitglieder beziehen hinter den Sanddünen Stellung und sichern unsere Position. Eine der Raketen, die wir zerstören sollen, liegt für den Einsatz bereit und zeigt in die Richtung unseres Lagers. Um sie abzufeuern, brauchen die Kämpfer nur einen selbst gebauten Raketenwerfer, vielleicht genügen auch ein paar Sandsäcke, um sie auszurichten. Wir bringen Sprengladungen an den Raketen an und befestigen sie mit elastischen Bändern am Zünder. Wenn man das Herzstück der Waffe zerstört, wird sie vollkommen unbrauchbar.

Ich überprüfe alles und melde unserem Kommandanten Kenneth, dass alles bereit ist. Auf sein Zeichen mache ich die Sprengladung scharf, die mit einer Verzögerung von zwei Minuten explodieren wird. Ich zähle von fünf rückwärts, und auf meinen Befehl »Feuer« löst mein Kamerad Rasmus die Zündung aus. Wir schalten unsere Stoppuhren ein.

Ich melde über Funk, dass die Sprengladungen gezündet sind. Wir laufen los und gehen etwa 30 Meter entfernt hinter einer Sanddüne in Deckung. Die übrigen Mitglieder der Einheit sind vielleicht 300 Meter entfernt und sichern unsere Position in allen Richtungen ab.

Ich gebe durch, dass es noch eine Minute bis zur Detonation dauert. Dann 30 Sekunden. »Zehn Sekunden ... fünf Sekunden.« Ich drücke meinen Kopf in den Sand und lege die Hände in den Nacken, um ihn zu schützen.

Ein hohles Krachen durchbricht die Stille der Nacht. Die Erschütterung hebt Rasmus und mich vom Boden. Metallsplitter fliegen über unsere Köpfe hinweg. Ein Fragment von der Größe einer Bratpfanne landet direkt hinter uns im Sand. Von der Gewalt der Explosion überrascht, aber ansonsten unversehrt, melden wir Kenneth, dass wir eine Schadensbeurteilung vornehmen werden, um sicherzugehen, dass die Raketen zerstört sind. Wir nähern uns dem Ort der Sprengung und begutachten den großen, mit glühenden Metallteilen gefüllten Krater. Die Überreste der Raketen sind im Umkreis von gut hundert Metern verstreut. Wir kehren zu unseren Kameraden zurück, die bereits den Hubschrauber angefordert haben und die Zone sichern, in der er in fünf Minuten landen soll.

Dies ist die gefährlichste Phase des Einsatzes. Die Explosion hat unsere Anwesenheit verraten. Während wir auf den Hubschrauber warten, beobachte ich die Straßen und halte nach Aufständischen Ausschau, die jeden Augenblick auftauchen können. Ich versuche, meine beschleunigte Atmung zu beruhigen. Der britische Hubschrauberpilot teilt uns über Funk mit, dass er in zwei Minuten landen wird. Kurze Zeit später hören wir den beruhigenden Klang der Rotorblätter, die die Nachtluft zerhacken.

Über Funk kommt die Mitteilung, dass in unserem Gebiet Aktivität beobachtet worden ist. Dann hören wir Schreie des Aufklärungstrupps. Es wäre sehr gefährlich, wenn es jetzt zu einem Gefecht käme: In einer »heißen« Landezone könnte der Hubschrauber nicht landen, und dann wären wir in ernststen Schwierigkeiten.

»Landing in einer Minute«, meldet der Pilot. Wir schalten unsere kleinen Infrarotlampen ein, um ihm unsere Position zu zeigen.

Die Meldung von Feindaktivität in der Umgebung hat uns verunsichert, aber da wir keine klare Identifizierung haben, beschließen wir, das Berge-

manöver durchzuziehen. Der Hubschrauber kommt in Sicht. Er nähert sich mit großer Geschwindigkeit in geringer Höhe. Dann verringert er plötzlich das Tempo und hüllt uns in eine Staubwolke. Der Druck der sich drehenden Rotorblätter zwingt uns, uns vorzubeugen, um nicht hinfallen zu lassen.

Der Lademeister blinkt zweimal mit seiner Infrarotlampe, um uns zu signalisieren, dass wir an Bord gehen können. Ich bin der Erste in der Formation und laufe mit aller Kraft gegen den Wind, um zur Laderampe des Hubschraubers zu gelangen, springe hinein und werfe mich auf meinem Platz gegen die Kabinenwand. In dem Augenblick, als der letzte Mann an Bord ist, hebt der Hubschrauber mit heulendem Triebwerk ab. Er fliegt eine scharfe Wende und nimmt Kurs auf den Stützpunkt.

Der Einsatz läuft wie geplant. Das Munitionslager ist zerstört, und wir wurden nicht in Kampfhandlungen verwickelt. Ohne unsere Sicherheit aufs Spiel zu setzen haben wir den Geschosshagel, der das Leben im Lager zuletzt so nervenaufreibend gemacht und uns oft gezwungen hat, in den Bunkern zu übernachten, teilweise unterbunden. Natürlich haben wir die Mahdi-Miliz nicht ausgeschaltet; sie wird weiter versuchen, den Südirak zu destabilisieren und die Macht zu übernehmen. Aber wir haben ihre Fähigkeiten eingeschränkt, uns zu bekämpfen.

Ich sehe mich in der Kabine um und schaue in sieben verschwitzte, lächelnde, mit Tarnschminke beschmierte Gesichter. Ich lächle ebenfalls. Ich habe dazu beigetragen, die Sicherheit unserer Truppen zu erhöhen, und ich habe das Gefühl, dass die »Operation Viking« meine Entscheidung für das Jägerkorps bestätigt.

Das ist, wonach ich mich gesehnt habe: Nach einer jahrelangen, extrem harten Ausbildung will ich mit meinen Kameraden im Jäger-Korps an einem richtigen Kriegseinsatz teilnehmen. Das war schon mein Traum, als ich mich im Alter von neun Jahren nachts im Tarnanzug aus dem Haus schlich, um in der alten Festung in der Nähe meines Kopenhagener Elternhauses zu spielen. Und ich träumte ihn weiter, als ich mit 14 Jahren hart zu trainieren begann, um in die königliche Garde zu kommen. Ich denke an das zermürende Ausleseverfahren und an die Erleichterung

Jäger

zurück, die ich empfand, als ich endlich das burgunderrote Barett und das Jäger-Schulterstück erhielt. Ich erinnere mich auch noch an meine Enttäuschung und mein Ausscheiden aus dem Korps.

Und ich erinnere mich daran, warum ich acht Jahre später in die Einheit zurückkehrte. Ich tat es wegen Einsätzen wie diesem.

KAPITEL 2: VOM KAJAK ZUM BURGUNDERROTEN BARETT

Ich war ein Teenager, als ich zum ersten Mal auf das Jäger-Korps stieß. Auf der Titelseite einer Zeitung war ein verdreckter, bärtiger Mann zu sehen, an dessen Mundwinkel eine Zigarette hing. In der Geschichte ging es um einen Jäger namens Carsten Morch, der bei den U.S. Rangers zum Elitesoldaten ausgebildet worden war. Ich las von den harten Bedingungen in dem Ausbildungslager und von den Prüfungen, die Morch hatte bestehen müssen.

Es war der 24. Oktober 1984, und meine Leidenschaft war entfacht. Ich war seit Langem fasziniert vom Soldatenleben, aber nachdem ich über den Jäger Nummer 172 gelesen hatte, wusste ich, dass ich ein Jäger sein wollte. Ich wollte zu dieser Elitetruppe gehören, ihre Geheimnisse kennenlernen, einer dieser Supermänner sein. Ich war sicher, dass ich als Jäger auf dem Wasser gehen könnte. Mein Leben würde ein Abenteuer sein. Von da an lebte ich dafür, einer dieser Elitesoldaten zu werden, und die nächsten sechs Jahre meines jungen Lebens widmete ich vollkommen diesem Ziel. Nichts anderes hatte Sinn für mich. Der Traum vom burgunderroten Barett trieb mich an.

Ich wurde im Jahr 1967 geboren und wuchs in Charlottenlund nördlich von Kopenhagen auf. Mein Vater war ein Jurist und Historiker und unterrichtete an der Universität Kopenhagen. Meine Mutter war eine medizinische Sekretärin, aber ich und mein fünf Jahre älterer Bruder, der heute Anwalt ist, waren glücklich, weil sie die meiste Zeit zu Hause war.

Wir wuchsen in einer entspannten Geborgenheit auf. Unsere Eltern setzten uns kaum Grenzen und richteten kaum Forderungen an uns. Aber sie unterstützten uns stets bei den Entscheidungen, die wir trafen. Gemessen an heutigen Maßstäben war meine Erziehung ein wenig konservativ – insbesondere, was die Manieren und die Umgangsformen betraf. Mir wurde das eine oder andere Mal der Hintern versohlt, aber normalerweise hatte ich es verdient, und ich denke nicht, dass mich die Züchtigung traumatisierte. Alles in allem war ich ein glückliches und unbekümmertes Kind.

Von frühester Kindheit an liebte ich die Natur und verbrachte viele Stunden im Freien. Ich studierte immer den Kies vor dem Haus, was bei meinen Eltern die Sorge weckte, ich hätte einen Sehfehler. Tatsächlich hatte ich sehr gute Augen – ich wollte nur nicht auf die Ameisen treten. Ich wollte Tiere schützen, ein Wunsch, der in all den Jahren nicht schwächer geworden ist.

Ich war sehr sportlich. Ich schwamm, spielte Badminton, Tennis und Fußball, lief, stemmte Gewichte und war Sportschütze. Die übrige Zeit verbrachte ich damit, Krieg zu spielen. Im Alter von acht oder neun Jahren kaufe ich mir von meinen Ersparnissen einen portugiesischen Tarnanzug und begann gemeinsam mit meinem Freund Frederick, nächtliche Ausflüge zu unternehmen. Meine Eltern wissen bis heute nicht, dass ich mitten in der Nacht im Tarnanzug aus dem Haus schlich und mit Frederick in den Wald wanderte, wo wir Lager und Höhlen bauten und Patrouillengänge unternahmen. Wir hatten auch einen mit »indianischen Mustern« versehenen Kajak, den wir mit grüner Farbe besprühten, um damit den Festungsgraben von Charlottenlund zu überqueren und Kommandoaktionen gegen die Touristen auf dem Campingplatz durchzuführen.

Wir bauten uns aus Krachern kleine Sprengladungen und verlängerten die Zündschnüre, um zehn bis fünfzehn Sekunden Zeit für den Rückzug ins Gebüsch zu haben, wo wir vor den wütenden Campern in Sicherheit waren, die wir um ihren Schlaf gebracht hatten.

Ich hatte zu viel Spaß, um mir große Gedanken über die Schule zu machen. Ich war ein bestenfalls mittelmäßiger Schüler und träumte im Unterricht die meiste Zeit vor mich hin. Ich saß da, schaute aus dem Fens-

ter und dachte über die Natur, den Sport und das Soldatenleben nach. Doch dann, im achten Schuljahr, erhielten meine Klassenkameraden und ich die Aufgabe, einen Praktikumsplatz zu finden. Meine Einstellung zur Ausbildung änderte sich augenblicklich. Ich würde eine Woche bei der königlichen Garde in Kopenhagen verbringen, und ich war fest entschlossen, meine Sache gut zu machen. Mehrere Monate vor Beginn des Praktikums begann ich, mich in Form zu bringen. Ich trainierte Gäländelauf, ging mit einem schweren Rucksack bepackt laufen und übte Hindernisläufe. Unser Nachbar, ein ehemaliges Mitglied der Heimwehr, borgte mir seine alte Uniform und ein Paar abgetragene Stiefel, die ich von da an immer beim Training im Wald trug.

Meine Freunde und meine Familie erinnerten mich immer wieder daran, dass es nur ein Praktikum war.

Aber ich war überzeugt, dass ich in dieser Woche unbedingt gute Leistungen zeigen musste.

Es wurde eine wunderbare Woche.

Ein Stabsgefreiter führte mich und fünf weitere Praktikanten durch die täglichen Übungen. Als Erstes gingen wir auf den Schießstand und übten mit G3-Gewehren, die einen sehr viel größeren Rückstoß hatten als alle Waffen, mit denen ich bis dahin geschossen hatte. Meine Schulter war rasch taub von den Schmerzen. Nach dem Schießstand ging es zum Laufen auf den Panzerübungsplatz, Hügel rauf, Hügel runter, und der Stabsgefreite fuhr in einem Jeep hinter uns her und trieb uns schreiend an. Bei diesen Übungen konnte ich glänzen: Mein hartes Training machte sich bezahlt, und ich konnte meine ausgezeichnete körperliche Verfassung unter Beweis stellen. Wir nahmen jeden Tag am Morgentraining der Leibgarde teil, und obwohl ich erst 13 Jahre alt war, konnte ich mit den Berufssoldaten mithalten. Ich war sogar besser als die meisten von ihnen und gehörte zu den besten 25 Prozent.

Nun war ich sicher, auf dem richtigen Weg zu sein. Eines Tages würde ich ein Berufssoldat sein.

Doch erst als ich als 17-Jähriger jenen Artikel über Carsten Morch sah, wurde mir klar, welches mein eigentliches Ziel sein würde. Der Traum

vom Jäger-Korps war das Einzige, was mir wichtig war. Ich stürzte mich in ein systematisch geplantes Training, das ich Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr durchhielt. Ich lief Hunderte Kilometer in Uniform und Stiefeln. Ich unternahm Gelände- und Orientierungsläufe in voller Montur, beladen mit einem Rucksack, den ich mit Ziegelsteinen, Büchern und 30 Kilo schweren Salzsäcken gefüllt hatte. Ich wanderte in meiner alten geborgten Heimwehuniform und in den abgetragenen Lederstiefeln auf den Straßen und durch die Wälder des nördlichen Seeland, gleichgültig, ob es regnete oder die Sonne schien. Manchmal marschierte ich von Kopenhagen aus 100 Kilometer durch Wälder und Dörfer zur Nordküste und zurück. Ich schwamm im eiskalten Meer und schlief mehrere Nächte am Stück in den Wäldern von Seeland, um mich an Dunkelheit und Einsamkeit zu gewöhnen. Es wurde vollkommen normal für mich, vier bis sechs Stunden am Tag zu trainieren, und obwohl ich immerzu müde und hungrig war, obwohl ich fror und durchnässt war, setzte ich meinen Weg mit blutenden Füßen fort. Ich würde ein Jäger werden.

Schon als Junge wusste ich, dass das konventionelle bürgerliche Leben mit seiner Vorhersehbarkeit und seinen festen Regeln nichts für mich war. Ich wollte die Welt fühlen und schmecken.

Neben dem Training und der Schule verdiente ich mir ein wenig Geld als Tellerwäscher in einem Restaurant. Außerdem trug ich Zeitungen aus und arbeitete an einem Zeitungsstand am Bahnhof meines Heimatorts. Aber erst als ich im Alter von 18 Jahren in die Armee eintrat, hatte ich das Gefühl, eine richtige Arbeit zu haben.

Ich begann meine Ausbildung in der Offiziersschule Sønderborg und besuchte anschließend die Reserveoffiziersschule in Oksbøl. Dort musste ich den ersten Rückschlag hinnehmen: Ich bestand das Abschlussexamen in militärischer Taktik nicht. Dennoch setzte ich meine Laufbahn als Feldwebel der königlichen Leibgarde in Kopenhagen vier Jahre fort. Meine Karriere nahm eine Wende, als ich im Januar und Februar 1990 unter Aufsicht des Ausbildungsoffiziers eine Reihe körperlicher Eignungstests absolvierte, die man bestehen musste, um in den Ausbildungskurs

für das Jägerkorpsset aufgenommen zu werden. Heute werden die Rekruten einmal im Jahr auf dem Luftwaffenstützpunkt Værløse ausgewählt und absolvieren vorher ein zehntägiges Seminar, das es im Jahr 1990 noch nicht gab.

Zu der Zeit, als ich mit dem Auswahlkurs begann, waren die Anforderungen noch dieselben wie im Jahr 1961: Ein Jäger ist ein besonders gut ausgebildeter Soldat, der eine Vielzahl anspruchsvoller Aufgaben bewältigen kann. Von einem Jäger wird viel verlangt, vor allem muss er Patrouillentechniken und -taktiken beherrschen, Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen besitzen und einfallsreich sein. Er braucht Moral, Disziplin und Beharrungsvermögen und muss in der Lage sein, unter oft schweren Bedingungen im Team zu arbeiten. Daher erhalten nur jene Soldaten, die die erste Ausbildungsphase sehr überzeugend bewältigen, das burgunderrote Barett und später das charakteristische Schulterstück der Jäger. Es versteht sich von selbst, dass ein Jäger kerngesund sein muss. Er muss ein perfektes Gehör und gute Augen haben und darf nicht farbenblind sein. Seine körperliche Leistungsfähigkeit muss außergewöhnlich hoch sein. Ebenso wichtig ist, dass er mental stark ist, seine Aufgaben unter Druck gut bewältigt, aufrichtig und vertrauenswürdig ist, große Willenskraft besitzt, kooperativ ist, Respekt für seine Kameraden empfindet und seine Arbeit immer mit absoluter Professionalität in Angriff nimmt.

Viele Leute glauben, man müsse ein muskelbepackter Machotyp sein, um ein Jäger werden zu können, aber das stimmt nicht. Es werden auch kleine Jäger gebraucht, und die Mitglieder der Einheit wiegen zwischen 70 und 100 Kilo und haben Schuhgrößen zwischen 36 und 48. Ich selbst wiege 82 Kilo, bin 1,83 Meter groß und habe Schuhgröße 44.

Damit Sie sich ein Bild davon machen können, wie wählerisch das Militär bei der Selektion der Jäger ist, hier ein paar Zahlen: Zwischen 1961 und 2009 wurden nur 362 Jäger ausgewählt, das heißt im Durchschnitt acht pro Jahr. In einem Jahr wurde nur ein einziger Mann als tauglich für die Schwadron von 50 bis 60 Jägern eingestuft. Die Hauptaufgabe des Korps besteht in Spezialeinsätzen im In- und Ausland, für die herkömmliche Truppen nicht geeignet sind, weil ihnen die nötige Ausbildung fehlt

und weil sie nicht über die Ausrüstung verfügen, um unter oft ungewöhnlichen und gefährlichen Bedingungen zu arbeiten.

Bei den Einsätzen der Jäger geht es normalerweise darum, unentdeckt zu bleiben. Probleme zu lösen, ohne in Kampfhandlungen verwickelt werden, ist das höchste Ziel eines Jägers, und das ist am leichtesten zu erreichen, indem man kleine Teams von sechs bis acht Mann einsetzt.

Ich begann meine neunwöchige Ausbildung an meinem 23. Geburtstag. In dem Kurs sollten wir grundlegende Einsatztechniken üben und lernen, in kleinen Teams zusammenzuarbeiten: Wir lernten, ein Gummiboot zu segeln, übten Hubschraubereinsätze, bauten Seilbrücken, schwammen in kaltem Wasser, probten Nachteinsätze und das unbemerkte Anschleichen an Ziele. In diesen neun Wochen waren wir die meiste Zeit draußen. Wir waren immerzu erschöpft und hungrig. Wir waren durchnässt und froren. In dieser Zeit absolvierten wir eine große Zahl von Gewaltmärschen. Zu meinem Glück war ich gut vorbereitet, nachdem ich mich fast zwei Jahre lang selbst einem harten Training unterzogen hatte. Ich hatte alleine Märsche unternommen, die schlimmer gewesen waren als die, an denen ich im Jägerkurs teilnahm, und zu Beginn der Ausbildung war ich in fast zu guter Verfassung. Ich gehörte immer zum besten Viertel meiner Klasse und hatte keine großen Schwächen – ich hatte nie Zweifel, eine Aufgabe bewältigen zu können.

Ich war einer von 94 hoffnungsvollen jungen Männern, aber man musste die Aufgaben mit »vollkommen zufriedenstellenden« Bewertungen bewältigen, um den Sprung in den Selektionskurs schaffen zu können. 38 von 94 Bewerbern bestanden den Grundkurs, aber nur 25 schafften ein »vollkommen zufriedenstellendes« Ergebnis. Ich gehörte zu diesen 25 Männern. Nach einer einwöchigen Pause waren wir bereit für den achtwöchigen Selektionskurs. Dort gesellten sich zehn weitere Kandidaten aus dem Vorjahr zu uns. Im Selektionskurs wird vor allem die individuelle Eignung geprüft: Auch dort ist die Fähigkeit gefordert, mit anderen zusammenzuarbeiten, aber 70 Prozent der Zeit arbeitet man allein. Ziel ist es, den Einzelnen bis zum Zusammenbruch zu treiben und seine Reaktion auf extremen körperlichen und psychischen Druck

zu testen. Diese acht Wochen waren eine harte Prüfung, nur unterbrochen von einem einzigen freien Wochenende. Das Schlimmste war die Ungewissheit. Man wusste nie, was einen als Nächstes erwartete, und alles musste schnell erledigt werden. Wenn wir uns in der Kantine etwas zu essen besorgten, verschlangen wir es schon in der Warteschlange an der Kasse. Alles, was wir zwischen den Übungen zu erledigen hatten, mussten wir im Laufschrift erledigen, selbst das Essen und den Gang zur Toilette. Die anderen Soldaten hatten sicher ihren Spaß beim Anblick der Jäger-Kandidaten, die unentwegt auf dem Luftwaffenstützpunkt umherliefen, aber da ich selbst einer dieser Bewerber war, fühlte ich mich zu erschöpft und ausgelaugt, um das Komische darin zu sehen. Vergaß man, sich im Laufschrift zu bewegen, so wurde man augenblicklich mit 40 Liegestützen »belohnt«. Vergaß man erneut, sich im Laufschrift zu bewegen, so war die Belohnung ein abendlicher Langstreckenlauf von zwölf Kilometern um den Stützpunkt, während die Kameraden ihre verdiente Ruhepause genossen.

Die körperlich zermürbendste Übung war die sogenannte Kaltwassergewöhnung: Jeden Morgen mussten wir in Uniform und Stiefeln ins eiskalte Meer springen und in der Bucht von Aalborg oder im Freiluftbecken nach Bleigürteln tauchen.

Eine weitere brutale Prüfung war die »nasse Woche«, in der wir fünf Tage lang unentwegt durchnässt waren. Alle zwei Stunden mussten wir zum Damm laufen und uns am Ufer ins Wasser legen. Und wir mussten die nasse Kleidung anbehalten.

Dann gab es den Ausscheidungslauf, bei dem wir so lange in einer Kiesgrube auf und ab liefen, bis ein Teil der Bewerber zusammenbrach. Für diese Kameraden war der Kurs beendet. Diejenigen, die sich auf den Füßen halten konnten, hatten bestanden. Einfach, aber brutal.

Eine weitere Auslesemethode war der wöchentliche Selbstwerttest. Dabei mussten wir unter anderem auf einen 140 Meter hohen Mast klettern und auf einem nur 18 Zentimeter breiten Balken balancieren. Anschließend mussten wir die »Todesmauer« bewältigen, wie wir sie liebevoll nannten. Wir mussten uns mit an den Körper angelegten Armen vorn-

über aus zehn Metern in ein Schwimmbecken fallen lassen. Das Resultat waren oft schmerzhaft Bauchklatscher. Diese Tests des Selbstwertgefühls oder des Selbstvertrauens dienten dazu, jene Bewerber auszusortieren, denen in bestimmten Situationen Zweifel kamen – denn ein Jäger sollte niemals Zweifel hegen. Ich muss gestehen, dass ich jedes Mal eine Art von zynischer Befriedigung empfand, wenn im Lauf des Kurses ein Mann aussortiert wurde. Ich war immer noch auf den Beinen.

Und ich war vollkommen sicher, dass ich auf den Beinen bleiben und den Kurs bestehen würde, wenn es mir gelang, Verletzungen zu vermeiden. Nachdem unsere Körper vier Wochen lang malträtiert worden waren, waren Verletzungen jedoch nicht zu vermeiden. Ich begann, unter schweren Entzündungen beider Schienbeine zu leiden. Sie wurden so schlimm, dass sich an den Schwellungen Abszesse bildeten. Beulen von der Größe eines Tennisballs hingen über meine Stiefelränder. Ich bekam zwei Nachmittage frei, um zum Arzt zu gehen, der mir Druckverbände anlegte, und ich erhielt sogar die Erlaubnis, Schmerzmittel zu nehmen. Aber es war nicht gratis: Ich musste die Übungen, die meine Kameraden in meiner Abwesenheit gemacht hatten, in der Nacht nachholen. Da ich mich nicht ausruhen konnte, verschwand die Entzündung nicht vollkommen, sondern blieb mir bis zum Ende des Kurses erhalten, wenn sie auch nicht mehr ganz so schmerzhaft war wie zu Beginn. Natürlich machte ich mir Sorgen, aber ich dachte keinen Augenblick ans Aufgeben. Ich war derart auf mein Ziel fixiert, dass mir das Schicksal nichts anhaben konnte: Ich würde es besiegen. Das hier war seit Jahren mein Traum, und es gab nichts, das ihn zerstören konnte. Natürlich zehrte die fortgesetzte Misshandlung meines Körpers und meines Geistes an meiner Substanz. Spitzensportler führen ein harmonisches Leben mit ausreichend Schlaf und der richtigen Ernährung. Sie frieren nie längere Zeit oder sind durchnässt, ihre Muskulatur wird massiert, bei Verletzungen bekommen sie Physiotherapie und eine ausreichende Erholungszeit. Wir hingegen bekamen bestenfalls das erforderliche Mindestmaß an Schlaf, und manchmal kamen wir überhaupt nicht zur Ruhe. Im Normalfall schliefen wir von Montag bis Freitag insgesamt nur fünf bis zehn Stun-

den, und da wir unentwegt großem körperlichem und geistigem Druck ausgesetzt waren, hatten wir keine Chance, die leeren Batterien wieder aufzuladen.

Im Lauf des Grundkurses lief und marschierte ich 850 Kilometer. Im Selektionskurs kam ich auf 1100 Kilometer, und einmal legte ich in weniger als zwölf Stunden mit 40 Kilo schwerer Ausrüstung auf dem Rücken 65 Kilometer zurück. Bei einer anderen Gelegenheit lief ich innerhalb von 48 Stunden zweimal 45 Kilometer. Und ich schwamm 45 Kilometer. Ich bewältigte all diese Herausforderungen und landete wie schon im Grundkurs unter den besten fünf Kandidaten. Meine außergewöhnlich gute körperliche Verfassung und meine Anpassungsfähigkeit halfen mir, auf Kurs zu bleiben. Es gelang mir, negative Gedanken auszublenden und mich auf das Positive zu konzentrieren. Ich sagte zu mir selbst: »Es sind nur Schmerzen.« Oder: »Das wird dich nicht umbringen.« Oder: »In vier Wochen ist es vorbei, und dann beginnt ein neues Leben.« Ich bemühte mich sehr, meiner Umgebung in jedem Augenblick zu demonstrieren, dass ich unter keinen Umständen aufgeben würde. Ich zögerte nie. Ich wollte, dass den Ausbildnern kein Zweifel an meiner Tauglichkeit kam. Gleichzeitig versuchte ich, persönliche Demut zu bewahren, denn mir war klar, dass das Korps Männer mit großem Ego und dominantem Charakter aussortierte. Ich beging einen einzigen schweren Fehler: Einmal vergaß ich meinen Schlüssel im Zimmer. In neun von zehn Fällen wäre das unbemerkt geblieben, aber ich hatte das Pech, dass ich ausgerechnet an diesem Tag aufgefordert wurde, etwas aus meinem Spind zu holen, und da der Kamerad, mit dem ich mir das Zimmer teilte, nicht da war, konnte ich nicht ins Zimmer. Zur »Belohnung« durfte ich fünf Tage lang einen fast 1,80 Meter langen und etwa 20 Kilo schweren Schlüssel mit mir herumschleppen. Bei den Patrouillen. Auf die Toilette. Überallhin. Was mich an dieser Sache am meisten ärgerte, war, dass ich jetzt negativ aufgefallen war. Natürlich war es auch sehr störend, eine zusätzliche Last mit mir herumschleppen zu müssen, aber die Strafe rückte mich als einen Mann ins Rampenlicht, der nicht zu den Besten gehörte. Ich konnte es kaum ertragen. Genau darum ging es. So wie ein Mann, der seine

Karte verloren hatte und gezwungen wurde, eine fast zwei Meter große Pappe mit sich herumzutragen, so wie der langsamste Läufer, der einen gelben Schutzhelm und eine Sicherheitsweste tragen musste, lernte ich eine wertvolle Lektion. Im Rückblick scheint mir das eine gute Art von Strafe zu sein. Zweifellos war sie sehr wirksam: Ich habe nie wieder einen Schlüssel vergessen.

Am Ende des Kurses mussten wir einen letzten Selbstvertrauenstest bestehen: Einen Sprung aus 20 Metern Höhe in einen See, gefolgt von 40 Liegestützen und einem Glas der »ärztlichen Spezialmischung«, eines aus verschiedenen Schnapsorten gemischten Cocktails. Ich bestand den Kurs gemeinsam mit sieben anderen Kandidaten. Die übrigen 28 Männer waren gescheitert. Nie zuvor war ich so stolz gewesen wie in dem Augenblick, als der leitende Ausbilder die Worte aussprach, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde: »Rathsack, es ist zu schön, um wahr zu sein.« Ich erhielt das Abzeichen des Jäger-Korps, ein Anstecknadel in Form eines Jagdhorns, die ich an meinem schwarzen Barett anbrachte. Auf das burgunderrote Barett würde ich noch warten müssen, bis ich weitere Hürden überwunden hatte.

Kurze Zeit später schloss ich einen zweiwöchigen Fallschirmspringerkurs und einen dreiwöchigen Kampfschwimmerkurs im Frømandskorpset (Froschmannkorps) ab. Obwohl ich kein Kampfschwimmer werden würde, durfte das Wasser bei einer Mission kein Hindernis sein. In diesem Kurs wurde ich auf offener See ins Wasser geworfen und musste eine Strecke von zehn Kilometern schwimmen, zehn Meter tief tauchen und verschiedene Aufgaben bewältigen – etwa jene, unter Wasser verschiedene Knoten zu binden. Ich machte auch Bekanntschaft mit Maren, einem mehr als 250 Kilo schweren Baumstamm, den meine Kameraden und ich während der Übungen durch den Wald tragen mussten. An einem warmen und sonnigen Morgen im Sommer 1990 nahm ich nach drei Wochen im Froschmannkorps sonnengebräunt mit meinen Kameraden auf dem Luftwaffenstützpunkt Aalborg Aufstellung für die Abschlusszeremonie. Auf diesen Augenblick hatte ich zehn Jahre gewartet. Es war der größte Moment in meinem Leben, als mir mein Vorgesetzter zum ersten

Mal das burgunderrote Barett aufsetzte. Ich war als Jäger Nummer 229 in die Einheit aufgenommen worden. Aber die Anerkennung war mit Bedingungen verbunden: Ich galt immer noch als Lehrling. Ich würde noch ein weiteres Ausbildungsjahr hinter mich bringen müssen, bevor meine Kameraden mich als vollwertigen Jäger betrachten würden. Erst dann würde ich das eigentliche Kennzeichen des Jägers tragen dürfen: das Schulterstück mit dem Schriftzug »JÄGER«. Erst dann würde ich an Einsätzen des Korps teilnehmen können.

KAPITEL 3: KEIN SAUERSTOFF

Ich hatte das Gefühl zu fliegen. Das burgunderrote Barett zu tragen und mein Ausbildungsjahr fast absolviert zu haben verlieh mir geradezu Flügel. Nach Abschluss meiner Jäger-Ausbildung nahm ich an verschiedenen Lehrgängen im Ausland teil, um meine Fähigkeiten in den Bereichen Funktechnik, medizinische Notfallhilfe, Sprengtechnik und Bedienung von Spezialwaffen zu verbessern. Jeder Tag brachte mich meinem Ziel näher, ein echter Jäger zu werden.

Die Jäger zeichnen sich besonders durch ihre Fähigkeiten als Fallschirmjäger aus und genießen weltweite Anerkennung bei den Spezialkräften. Und im Sommer 1991 bekam ich in Aalborg zum ersten Mal die Gelegenheit zum »Sauerstoff-Sprung«, der eine Spezialität unseres Korps ist und höchste technische Anforderungen stellt.

Ich liebte das Fallschirmspringen. Ich nutzte jede Gelegenheit zu einem Sprung. Abgesehen von den vier bis fünf Wochen pro Jahr, die wir beim Jäger-Korps Fallschirmsprünge übten, nahm ich auch an den Trainingseinheiten der Militärnationalmannschaft und an militärischen Veranstaltungen wie Jubiläumsfeiern sowie an zivilen Fallschirmspringertreffen, Sportveranstaltungen, Festivals und so weiter teil.

Ein Sprung an einem warmen Sommertag mit einem leichten Fallschirm und ohne schweres Gepäck ist eine Sache. Der militärische Fallschirmsprung mit Sauerstoff ist etwas ganz anderes. Man springt aus der dreifachen Höhe wie bei einem normalen Sprung ab. Ein Sprung wie dieser in einer kalten, dunklen Winternacht, ausgerüstet mit einer Sauerstoffflasche und schwerem Gepäck, über einem fremden Landegebiet ist eine Reise ins Unbekannte. Er ist extrem anstrengend – und riskant.

Es gibt zwei Arten von Sauerstoffsprüngen: HAHO und HALO. HAHO steht für »High Altitude, High Opening« (große Absprunghöhe, große Öffnungshöhe) und bedeutet, dass der Sprung aus der maximalen Flughöhe des Flugzeugs von gut 9000 Metern erfolgt. Der Jäger öffnet seinen Fallschirm und navigiert mit einem Kompass, um hinter die feindlichen Linien zu gleiten. Der Vorteil des HAHO-Sprungs besteht darin, dass der Jäger in relativ großer Entfernung vom geplanten Landepunkt abgesetzt wird. Ich bin bei guten Wetterverhältnissen mehr als 60 Kilometer quer über Nordjütland gesegelt. Sobald die übrigen Mitglieder des Einsatzteams gelandet sind, wird die Landezone gesichert. Nachdem die Fallschirme vergraben sind, machen sich die Jäger auf den Weg zum Ziel ihrer Mission. Der Nachteil von HAHO-Sprüngen besteht darin, dass sie mit einem relativ hohen Risiko verbunden sind, vom Boden aus entdeckt zu werden, da man fast eine Stunde lang durch die Luft gleitet.

Die andere Option ist der HALO-Sprung, der für »Hohe Absprunghöhe, niedrige Öffnungshöhe« steht. Auch dieser Sprung erfolgt aus einer Höhe von rund 9000 Metern, aber der Jäger wartet bis zum letzten Moment, bevor er den Fallschirm öffnet. Dies verringert das Risiko, vom Boden aus entdeckt zu werden. Bei einem normalen Fallschirmsprung beträgt die Höchstgeschwindigkeit im freien Fall knapp 200 Kilometer pro Stunde. Beim HALO-Sprung erreicht der Jäger aufgrund der dünnen Luft in größeren Höhen Geschwindigkeiten von bis zu 400 Kilometern pro Stunde. Der Nachteil des HALO-Sprungs ist, dass der Fallschirmspringer viel näher am Landeziel abgesetzt werden muss, da er nicht lange in der Luft ist.

Sowohl auf einen HAHO- als auch auf einen HALO-Sprung muss man sich gründlich vorbereiten. Der Rucksack eines Fallschirmjägers muss gewissenhaft mit der notwendigen Ausrüstung bepackt werden – Nahrung, Wasser, Schlafsack, Kleidung, Beobachtungsgeräte, einfache Ausrüstungsgüter, Munition und Sprengstoffe. Der Rucksack kann bis zu 65 Kilogramm wiegen, und daher muss man sehr darauf achten, das Gewicht gleichmäßig zu verteilen. Ansonsten kann es während des Freifalls zu tödlichen Zwischenfällen kommen. Wenn die Traglast instabil

ist, kann auch der Fall instabil werden. Dann kann der Springer in ein unkontrollierbares Trudeln geraten und aufgrund der heftigen Zentrifugalkräfte ohnmächtig werden. Zu den ungeschriebenen Gesetzen der Vorbereitungsphase gehört es auch, dass man seinen Fallschirm und seine Ausrüstung immer selbst packt.

Der Kompass und der Höhenmesser werden an der Brust befestigt, die Sauerstoffflaschen werden in einer speziellen Tasche am Gurtzeug verstaut, und die Waffe wird so umgehängt, dass sie die Zugschnüre des Fallschirms nicht behindert. In den Stunden vor dem Sprung prüfe ich das Gepäck – Fallschirm, Rucksack und die übrige Ausrüstung – noch einmal sorgfältig.

Als ich an diesem Tag in dem Hercules-C-130-Transportflugzeug saß, hatte ich nach zwei HALO-Sprüngen das Gefühl, gut für meinen ersten HAHO-Sprung gewappnet zu sein. Die Hercules ist nicht berühmt für hohen Komfort: Ein rotes Netz, das zu beiden Seiten der Kabine aufgespannt ist, dient als Sitzgelegenheit, und eine Klimaanlage hielten die Konstrukteure des Flugzeugs offenbar für überflüssig. An Bord hat man die Wahl zwischen schweißgebadet und halb erfroren.

Mein Teamkameraden und ich waren an das Sauerstoffsystem des Flugzeugs angeschlossen, und neben mir saß mein Truppführer Morten – ein stämmiger und ernster, aber freundlicher Kerl Ende 20. Morten hatte bereits über 600 Sprünge auf dem Buckel, und die Selbstsicherheit, die er aus dieser Erfahrung schöpfte, war für den Rest von uns sehr beruhigend. Er wandte sich mir zu, und obwohl er eine Sauerstoffmaske trug, konnte ich sehen, dass er lächelte.

Ich bewunderte Mortens Gelassenheit in extrem angespannten Situationen. Aber sie ärgerte mich auch ein bisschen; ich wusste, dass ich nie so ruhig und gefasst sein würde wie er. Natürlich hatte ich ein bisschen Angst, als ich den gefährlichen Sprung zum ersten Mal wagte. Unter den vielen Kleidungsschichten in meinem unbequemen grauen Sprunganzug war ich bereits schweißgebadet. Ich schmeckte das Salz auf dem Gummi meiner Sauerstoffmaske. Es tröstete mich zu sehen, dass Mortens Gesicht ebenfalls von Schweißperlen überzogen war.

Jetzt waren es nur noch wenige Minuten, bevor wir hinaus in den kalten, menschenfeindlichen Himmel springen würden, gut 9000 Meter über dänischem Boden. Alle waren angespannt, in sich gekehrt und konzentriert. Bald würden wir durch die minus 20 Grad kalte Luft sausen und mit 55 Kilogramm schweren Rucksäcken am Körper Richtung Erde stürzen. Unter diesen Bedingungen erleidet man an ungeschützter Haut im Handumdrehen Erfrierungen. Ich hatte große Fäustlinge an, um meine Hände zu schützen, und trug ein Schutzpolster im Nacken. Helm, Brille und Sauerstoffmaske schützten mein Gesicht und meinen Kopf. Die Sauerstoffmaske war zur Sicherheit mit zwei Schnallen und zwei dicken Gummibändern am Helm befestigt. Mein Rucksack war über eine sogenannte Ablassleine mit dem Fallschirmgurtzeug verbunden; diese Leine erlaubte es, den Sack unmittelbar vor der Landung loszumachen, da diese so viel weniger gefährlich war. Der andere Gepäcksack war an der Rückseite meiner Beine befestigt, mit der Unterseite nach oben – ich hatte ein Bein durch jeden Schulterriemen des Sacks geführt. So war gewährleistet, dass der Unterkörper während des Sprungs eine möglichst natürliche Haltung einnehmen würde, aber es sorgte für eine sehr unnatürliche Haltung beim Sitzen vor dem Sprung.

Unser Flugzeug stieg nicht mehr und legte sich in eine Rechtskurve. Wir hatten unsere Sprunghöhe erreicht. Die Laderampe des Flugzeugs öffnete sich langsam, und milde, warme Sonnenstrahlen fielen in die Kabine. Meine vier Teamkameraden wandten ihre Köpfe gleichzeitig in Richtung der vollständig geöffneten Laderampe.

Unser Absetzer Mike klatschte in die Hände und hielt sechs Finger hoch: Noch sechs Minuten bis zum Absprung. Wir konnten nicht sprechen, da wir unsere Sauerstoffmasken trugen. Und selbst ohne die Masken hätte man aufgrund der extrem lauten Motorengeräusche der Hercules sein eigenes Wort nicht verstanden.

Kurz darauf machte Mike mit den Armen eine langsame, kreisförmige Bewegung nach oben, so, als würde er ein Orchester dirigieren.

Es war das Signal für uns, aufzustehen. Mit unseren linkischen, tapsigen Bewegungen erinnerten wir an eine Gruppe schwerfälliger Senioren. Es